

36. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur

Baden-Württemberg 2026

Thema 7

Ein Gespräch, das nie geführt wurde

„Gedankenschach“



Von Mathilde Barth

Landesgymnasium für Hochbegabte in Schwäbisch Gmünd

Gedankenschach

Jetzt liege ich hier im Halbdunkeln in meinem Bett und starre die Decke an. Entweder die Decke oder das Poster an der Wand, die meine Füße anschaut. Es ist nur Halbdunkel, draußen vor dem Fenster ist eine Straßenlaterne, die verhindert, dass ich weiß, wie spät es ist, und ob es schon zu spät ist, um einzuschlafen. Deshalb erkenne ich alles im Raum, wenn ich will. Klar und deutlich. Alles, was da ist, und auch manches, was nicht da ist.

Ich bin in der Schule, betrete das Klassenzimmer am Ende des Korridors. Halte mir die Tür auf und schaue noch kurz über meine Schulter. Augenkontakt. Mit der Person, die den Gang entlangläuft, die auch in das Klassenzimmer will. Ich halte die Tür offen, aber die Person ist noch zu weit weg. Ich stehe da, wir sehen uns an. Zu weit weg für ein Hallo. Ich warte, bis die andere Person kommt, die fängt an, sich zu beeilen. Ich sterbe vor Unbehagen. Ein unsicheres Hallo, als wir beide eintreten.

Ich bin in der Schule, betrete das Klassenzimmer am Ende des Korridors. Halte mir die Tür auf und schaue noch kurz über meine Schulter. Ich sehe, dass da jemand ist, aber halte die Tür nicht offen. Das lohnt sich nicht, weder für die noch für mich, das ist nur unangenehm. Ich betrete das Klassenzimmer, einige Momente später öffnet sich die Tür und die andere Person kommt herein. Wir begrüßen uns.

Ich bin in der Schule, betrete das Klassenzimmer am Ende des Korridors. Halte mir die Tür auf und schaue noch kurz über meine Schulter. Augenkontakt. Mit der Person, die den Gang entlangläuft, die auch ins Klassenzimmer will. Ein kurzes Lächeln. Wir sehen uns dann ja gleich. Dann lasse ich die Tür los.

Ich bin in der Schule, betrete das Klassenzimmer am Ende des Korridors. Halte mir die Tür auf und lasse sie dann los.

Einmal habe ich gesehen, dass Schachspieler nach der Partie das Spiel noch einmal durchgehen und jeden einzelnen Zug genau betrachten. Was haben sie gemacht, was hat der Gegner gemacht, wo war ihr Fehler, wie hätten sie gewinnen können, wie hätten sie früher gewinnen können? Und in dieser Hinsicht bin ich Großmeisterin im Schach. Nur analysiere ich keine Spiele, sondern Unterhaltungen, soziale Interaktionen. Jeder Satz, jedes Wort, jede Bewegung wird von mir hundertmal gewendet und alle Szenarien werden durchgespielt. Wie

hätte die Situation anders ausgehen können, was hätte die Person gemacht, wenn ich mich anders verhalten hätte, hätte das Gespräch früher geendet? Später?

Und deswegen liege ich jetzt hier in meinem Bett und spiele Gedankenschach, rede mit den Erinnerungen an Menschen und befrage die von mir heraufbeschworenen Geister nicht nach der Zukunft, sondern nach anderen Realitäten und wie ich meine eigene an diese angleichen kann. War ich zu unfreundlich? Hätte ich mich gerne länger unterhalten? Wie führe ich Gespräche gut, sodass ich mich wohlfühle und sozial angemessen bleibe? Die Decke hat keine Antwort.

Und dann denke ich nicht nur über Interaktionen nach, die ich bereits hatte, sondern auch über welche, die noch kommen werden. Ich plane, bereite vor, und gehe verschiedene Möglichkeiten durch, wie ich mich ausdrücken könnte.

Und da ist diese eine Unterhaltung, die ich schon so oft geführt habe. In meinem Kopf, mit der Wand, mit der Dunkelheit. So oft, dass ich mir inzwischen ein Haus aus allen Situationen bauen kann, die ich durchgespielt habe.

„Mama, ich würde gerne kurz mit dir reden.“ Nein, nicht kurz. Das Gespräch wird dauern. „Mama, ich möchte mit dir reden. Hast du Zeit? Vielleicht setzen wir uns hin.“ Man sollte wirklich sitzen, wenn man so etwas erzählt. Aber gleichzeitig macht das die Anspannung größer. Wenn ich so anfangen, denkt sie noch, dass es etwas Schlimmes ist. Und es ist nichts Schlimmes. Zumindest will ich nicht, dass sie das denkt. Also vielleicht lieber fröhlicher, unbeschwerter, witziger. „Mama, ich hab eine PowerPoint gemacht, ich möchte sie dir vorstellen.“ In einer unbeschwerten Stimme. Aber ich will mein neues Leben nicht mit einer Lüge beginnen. Mit Emotionen, die nur gespielt sind. Eigentlich will ich aber überhaupt kein neues Leben beginnen. Ich bin immer noch ich.

Wenn man ein Kind ist, bereitet einen niemand darauf vor, dass man irgendwann ein Gespräch führen müssen, in dem man der anderen Person erklärt, dass das, was man schon sein ganzes Leben lang war, anscheinend nicht normal ist, und dass man die andere Person jetzt gezwungenermaßen darüber informieren muss. Was soll ich ihr überhaupt sagen? Was will ich von ihr? Ich will eigentlich nichts. Ich will geliebt werden, aber das tut sie ja schon. „Mama, bitte habe mich weiterhin lieb.“ Was für eine absurde Vorstellung, dass es Worte geben soll, die die Augen verändern, mit denen meine Mutter mich sieht. Denn *ich* werde mich nicht verändern. Innerlich nicht.

Ich spiele schon lange mit dem Gedanken, diese Unterhaltung einfach nicht zu führen. Ich werde wegziehen fürs Studium. Da kann ich mich dann neu vorstellen. Mit dem Spitznamen. Den, den ich mag, weil der so vage ist, aber trotzdem noch schön. Ich habe Ideen, mir von meinem ersten eigenen Geld, so ein enges Unterhemd zu kaufen, und in meine Ausgaben regelmäßige Friseurbesuche mit einzuplanen. Kurze Haare sind teuer. Deswegen sind meine bisher gewachsen.

Aber ich werde nach Hause kommen und ich werde mit dem vollen Namen angesprochen werden, von dem ich das Ende gerne abschneiden würde, so wie manchmal meine Brust.

„Mama, ich bin nicht mehr deine Tochter. Zumindest zur Hälfte nicht mehr. Lass es mich dir erklären.“ Ich kann das nicht erklären. Ich will dieses Gespräch nicht führen, weil ich kaum die Sprache dazu habe.

Ich selbst habe es nicht gehört, oder gelesen, nicht durch Worte erfahren. Sondern durch die Videos, die Menschen, die so aussahen, wie ich gerne aussehen würde, die bunten Flaggen, die teilweise grau sind, und das, was ich schon mein ganzes Leben lang war, als „anders“ einordnen.

Irgendwann werde ich es ihr sagen müssen, allen sagen müssen, die ich jetzt kenne. Schon damit ich nachts nicht mehr so lange wachliegen und Schach spielen muss.

Ich stehe in der WG von einer Freundin. Einer ihrer Mitbewohner fragt mich, wie ich heiße. Völlig perplex stehe ich da und stammle, weil ich nicht weiß, ob ich schon bereit bin, mich mit dem Spitznamen vorzustellen. Bis ich mich entscheide, dass es für die Freundin irritierend wäre, wenn der Mitbewohner mich jetzt mit dem Spitznamen kennt, und ich meinen vollen Namen sage. Der Mitbewohner fragt sich bestimmt immer noch, warum ich so Probleme hatte, mich daran zu erinnern, wie ich heiße. Hundert Möglichkeiten in meinem Kopf, was ich sonst hätte erwidern können.

Meine kleine Schwester fragt mich, ob ich das Buch, das sie schon vor mir gelesen hat, weitergelesen habe. Und ich erkläre ihr auf hundert verschiedene Arten alles. Nur nicht die Wahrheit, dass ich nicht weiterlesen kann, weil der eine Junge in dem Buch nicht derjenige ist, mit dem ich mal zusammen sein möchte, so wie es anscheinend sein soll, sondern dass er der Junge ist, der ich einmal sein möchte, zumindest eine Hälfte von mir. Dass ich es nicht

schaffe, weiterzulesen, weil ich sonst den Rest des Tages immer bei der Erwähnung meines Namens zusammenzucken werde. Nur innerlich natürlich.

Ich muss es meiner Mutter sagen. Meinem Umfeld. Was genau will ich sagen? Informieren? Um etwas bitten? „Ich weiß, das ist schwer für dich. Ich verstehe, wenn du Zeit brauchst.“ Es ist auch schwer für *mich*. *Ich* brauche seit einem Jahr Zeit und es hat sich gefühlt nichts verändert. Das Haus bekommt nur mehr und mehr Räume.

Die von mir so oft gewendeten Worte beginnen, sich um sich selbst zu drehen, und vermischen sich zusammen mit meinen Gedanken zu einem chaotischen Strom aus Farben. Mein Blick verschwimmt. Innen und Außen. Das muss dieses Gespräch eigentlich machen. Das, was im Außen zu sehen ist, mit dem zu verknüpfen, was ich im Inneren sehen kann. Und als Brücke braucht es Worte. Nur habe ich die noch nicht. Und deshalb liege ich jetzt hier in meinem Bett und starre die Decke an, die gerade die einzige ist, die nicht zurück in mich reinstarrt. Dafür ist es zu dunkel.